

# Die Angst vor dem Tod begleitet sie ständig

Anne lebt in einem Wohnheim für Sterbenskranke des Vereins Lighthouse. Mitarbeiter bieten Betreuung rund um die Uhr

Von Frank Vallender

Über ihre Lebenserwartung redet Anne, 54, mit ihren Ärzten schon lange nicht mehr. Als sie vor 21 Jahren die Diagnose HIV-positiv zu hören bekam, gab ihr der Arzt noch zehn Jahre. „Jetzt habe ich seit sechs Jahren stabile Blutwerte“, sagt die langhaarige, hagere Frau mit einem Anflug von Triumph in ihrer Stimme. „Was soll ich die Ärzte also fragen, wie lange ich noch lebe?“

Und dennoch: Die Angst vor dem Tod ist ständiger Begleiter der 54-Jährigen, die sich, wie sie sagt, die Lunge durchs Kiffen zerstört hat und die an einer psychogenen Appetitstörung leidet. Immer wenn einer der Nachbarn stirbt, wird Anne schmerzlich daran erinnert, dass auch ihr Leben schneller zu Ende gehen kann, als ihr lieb ist; dass sie eben nicht in einem gewöhnlichen Mehrparteienhaus wohnt, sondern in einem Wohnheim, in dem die Bewohner keine allzu hohe Lebenserwartung haben. „Wir sind aber kein klassisches Hospiz, sondern bieten hier betreutes Wohnen für bis zu 16 Menschen mit schweren chronischen Krankheiten wie zum Beispiel HIV/Aids, Krebs und Multipler Sklerose, die oft am Rande der Gesellschaft stehen und zur Bewältigung ihres



Ein Zuhause bis zum Tod: Die schwerkranke Anne lebt mit ihrer Katze in einem Apartment für betreutes Wohnen des Vereins Lighthouse.

FOTO: BARBARA FROMMANN

Alltags Unterstützung brauchen“, sagt Jürgen Goldmann, 46 Jahre alt und hauptamtlicher Mitarbeiter und Sozialpädagoge des Vereins Lighthouse (siehe auch Text unten). „Bei uns sind die Bewohner jünger als in den reinen Hospizen – im Schnitt 45.“

Während die Todgeweihten in den Sterbehäusern die letzten

Wochen ihres Lebens verbringen, kann es im Lighthouse-Wohnprojekt durchaus vorkommen, dass die Bewohner einige Jahre, im Schnitt drei, bis zu ihrem Tod verbringen.

Anne ist mit ihrer Wohndauer von mittlerweile sieben Jahren auch noch aus anderen Gründen eine typische Bewohnerin des

Apartmenthauses im Hinterhof an der Bornheimer Straße: Wie knapp die Hälfte der Bewohner ist sie suchtkrank. Sie war lange Jahre heroinabhängig, seit den 90er Jahren wird sie mit Polamidon substituiert. Und noch in einem weiteren Punkt gleicht ihr Schicksal dem anderer Bewohner: Sie lebt sozial isoliert. Sie ist geschie-

den, ihr späterer Lebensgefährte an einer Überdosis Heroin gestorben, auch die meisten Freunde sind tot, und von der Szene im Bonner Loch hat sie sich schon lange losgesagt.

So verbringt sie nun mit ihrem Kater die meiste Zeit in dem Einzimmer-Apartment, dessen Warmmiete das Sozialamt trägt. „Zwei Mal die Woche hole ich mir mein Polamidon ab, dann spaziere ich auch schon mal durch die Stadt“, schildert sie in ruhigem Ton. „Außerdem notiere ich mir seit zehn Jahren alles Mögliche in ein Buch.“

Dennoch: Einsam fühle sie sich nicht, sagt sie. Anne hat in dem Wohnheim rund um die Uhr Ansprechpartner: ehrenamtliche Helfer und hauptamtliche Sozialpädagogen wie Jürgen Goldmann und seine Kollegin Renate Kraemer, 51, die die Bewohner psychosozial beraten und betreuen, sich um die medizinische, auch die palliative, und die pflegerische Versorgung kümmern, manchmal kleinere Ausflüge mit ihnen machen.

Große Ziele hat Anne in ihrem Leben nicht mehr. „Verreisen würde ich gerne mal wieder“, die letzte Fahrt hat die Aids-Stiftung mitfinanziert. Gefreut hat sie sich, dass die Tochter ihrer Nachbarin sie als Patentante haben möchte. Denkt sie mal wieder an den Tod, „rede ich mir ein, dass danach noch etwas kommt“.